Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber.

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use, including translation and republication of the whole or part of the text, requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

This document is made available by tuprints, E-Publishing-Service of the TU Darmstadt. http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de - tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

---

Karl Krolow

Was wichtig bleibt. Was übrig bleibt

Bemerkungen zu Lichtenbergs Notizen im *Staatskalender*

Einmal – unterm 8. Mai 1778 an Wieland – hatte Johann Heinrich Merck hinsichtlich seines damals schon fernen Landsmannes Lichtenberg geschrieben, und es hatte etwas von Merckscher Galle: „Die Kerl wollen schneidenden Bajonettenwiz wie Lichtenbergs seiner[1]." So schneidend war Georg Christoph Lichtenberg nicht nur *ihm* bekannt geworden und vor Augen geblieben. Aber als Lichtenberg während seines letzten Lebensjahrzehnts zwischen 1789 und 1799 seine zunächst gelegentlichen Notizen in die Jahrgänge des „Königlich Groß-Britannisch und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgischen Staatskalenders" kritzelte, hatte sich – jedenfalls in diesen Notationen – einiges verändert, anderes war geblieben, anderes nur noch als Echo hörbar. Die Niederschriften wurden nicht zu Sudelbüchern. Es waren späte Tagebücher, seine letzten, von 1790 bis 1796 regelmäßig, 1789, 1797 und 1798 nur sporadisch, 1799 bis kurz vor seinem Tode im Februar wieder regelmäßig geführt.

Lichtenberg – man weiß es – war kein regelmäßiger Diarist. Die Sudelbücher mögen da einiges ersetzt haben. Es gibt – wie bekannt – die Tagebücher der Jahre 1770 bis 1774, das Reisetagebuch der zweiten Englandreise, an das sich noch Reise-Bemerkungen schließen, die wiederum in Sudelbuch E zu finden sind. Wir kennen bis heute nur einigermaßen und dies erst seit einem guten Vierteljahrhundert die Notizen des noch nicht Siebenundvierzigjährigen, dessen Gesundheit schon zerrüttet war und sich von Jahr zu Jahr – zuweilen schubweise, wie es scheint – immer deutlicher zerrüttete. Der ‚Bajonettwiz' war auf des Todes Schneide plaziert. Hier blieb er. Und ob man es noch Witz oder eher gelegentlich Aberwitz oder ganz anders nennen sollte, was hier Notat wurde, werden wir sehen.

Ich dachte an zwei Zeilen einer vierzeiligen Grabschrift „auf einen wichtigen Mann", als ich in diesen täglichen oder sporadischen Rechenschaften las, die wie ein besonderer Film, wie ein empfindliches und doch überaus präzises Ereignis vorüberflimmern. Die beiden Zeilen – mit denen jener Gedichttext schließt – lauten[2]:

Was aus der Seel' ward nach der Hand,
Das weiß niemand und fragt niemand.

Die beiden Zeilen – eigentlich satirisch gemeint – könnten auch als eine Art von selbstironischem Motto über Lichtenbergs „Staatskalender" stehen: diesem Aufzeichnen von langsamem, ein Jahrzehnt lang noch währendem Verschwinden, täglich und über die Jahreszeiten hin, im nördlichen Göttingen, mit Collegien und Gartenhaus-

morgen an der Landstraße nach Weende, mit häuslichen Szenen, mit Nachstellungen und Erschrecken, Aufschreien, die sofort wieder erstickt werden, weil sofort der nächste Satz folgt. Es ist ein Leben, ein Tagebuch-Leben und ein sehr deutlich gezeigtes und deutbares Leben, das sich des Lebens bereits von Satz zu Satz zu vergewissern hat. So entsteht – unter anderem – auch jenes Filmhafte, von dem ich sprach. Die Hast, die über allem zu liegen scheint, hat eher etwas mit Not zu tun, etwas, das wie Ringen nach Lebens- und Schreibatem sich anhört.

Wer von Satz zu Satz lebt, weiterlebt und überlebt und dem Tode zu lebt, dies oft in Sätzen festhält, mitten unter recht anderen Mitteilungen, Ereignissen, kleinsten Geschehnissen und Vorfällen, kuriosen und ärgerlichen und monotonen Alltäglichkeiten innerhalb oder außerhalb des Weender Tores, muß wohl das Tempo steigern. Die Beschleunigung ist eigentlich von Anfang an da, die kaum steigerbar ist. Das Problem ist eher, wie sie durchzuhalten ist. Lichtenberg hat nicht immer durchgehalten, wie ich anfangs sagte. Das Tagebuch ist unregelmäßig geführt. Es schweigt. Dann, nach einiger Zeit, ist die Stimme wieder *da,* ganz ähnlich der Stimme, die sich vom 15. März 1789 an mit einem Satz Rechenschaft gibt, wenn Rechenschaft denn bereits so aussähe: „Herrn Chodowiecki und Klipstein geschrieben[3]." Dies genügt für diesen Tag, und ähnlich geht es im März noch dreimal weiter, unter anderem mit der Meldung eines Feuers in Göttingens Hauptstraße, der Weenderstraße, in deren Nähe das Lichtenbergsche Wohnhaus stand. Dieser Anfang, der zum Beispiel am 14. Juli die „Pariser Revolution" mit zwei Worten anzeigt, erscheint demjenigen, der zu lesen beginnt, wie aus einem Nichts, auch aus einem persönlichen Nichts kommend. Wie viel dann doch geschieht, ist derart berichtet, daß es sich leicht *überlesen* läßt. Solcher Anfang hat nichts mit diaristischem Lakonismus, mit der Disziplin der Knappheit, der Kargheit der Äußerung zu tun. Was hier ausgespart wird, ist etwas anderes, das hier nicht gleich der Rede wert sein wird und *doch zur Sprache* kommt, in der rasch ablaufenden Sprech- und Schreibart, bei gelegentlich übertrieben starker Wahrnehmungskraft und Bedeutungskraft von einzelnem: Es ist das persönliche Verschwinden und die Geschichte dieses Verschwindens, in voller, karger, rascher, blitzschneller Bewußtheit in Worte, Sätze gebracht. Diese aus unzähligen, oft in sich völlig selbständigen Sätzen bestehende Geschichte endet dann – nahezu zehn Jahre später – in einem ähnlichen Nichts. Man kann es Abbruch nennen, das ganz natürlich durch das Lebensende des Schreibenden herbei geführt wird. Doch wirkt es wie ein eigentümliches Leerlaufen, mit der ganz knappen Feststellung eines Besuchs: *„Junger Dietrich* [des Freundes und Verlegers Sohn] *bei mir in der bewußten Sache. Mad. Richter bei uns*[4]." Man schreibt den 18. Februar 1799.

Tagebücher sind in jedem Falle Ausweise eines Lebens, noch wenn sie dies Leben verstecken wollen oder es zu überlisten trachten. Noch das Anti-Tagebuch ist tagebuchartige Hinterlassung. Es ist noch in seiner Aggressivität, in seiner Obsession, Widerpart zu leisten, nicht aus diesem literarischen Genre herauszunehmen. Ich rede nicht vom feinen Tagebuch, von der kultivierten, überlegten Notiz, nicht vom Tagebuch als literarischem Luxus-Artikel. Wir haben von diesem Typus der literarischen Buch- und Lebensführung übergenug Beispiele aus allen Tagen. Aber selbst das nackteste Leben hat seinen Stil, seine Verhüllungen, noch indem es zu enthüllen oder besser: zu zeigen versucht.

Lichtenbergs *Staatskalender,* in die Daten der verschiedenen Jahrgänge eingekritzelt, *zeigt:* was übrig bleibt. Was wichtig bleibt. Aber – so ist sofort zu fragen: wie ist beschaffen, was wichtig ist und was wichtig bleibt[2]. Man vermutet Reduktion, mehr noch: Skelettierung, Auszehrung und man vermutet – nicht nur im Falle Lichtenbergs – nur zum Teil richtig. Denn dieses Alterstagebuch mit seinen Aufzeichnungen des körperlichen Alterns, des vorzeitigen physischen Verbrauchs und seiner zahlreichen Symptome der Anfälligkeit und Hinfälligkeit, bleibt doch zugleich ein Skriptum der punktuellen, aber nahezu unablässigen Aufmerksamkeit, der Beobachtung von Bewußtsein und der Handlungen derartigen Bewußtseins. Eine eigentümliche Wahrnehmungs-Wachheit liegt über vielem. Es liegt Sinnenhaftigkeit, Sinnlichkeit und das komplizierte „Arbeiten", Reagieren derartiger Sinnlichkeit in manchem eingestandenen Elend, im Versagen, in der Schwäche versteckt. Schwäche kann ja unter Umständen derartige Intensität, wahrzunehmen, stimulieren. Und die stimulierenden Elemente sind spürbar, werden notiert; und der kranke, vorzeitig siech scheinende Mann, den berühmte Gelehrte aus aller Welt – von Volta bis Humboldt – besuchen (und ihren „Satz" in der Niederschrift bekommen), ist so penibel in der Aufschreibung der Stimulantien *wie* der Miseren.

Auf solche Art und Weise ist eine Distanzierungs-Fähigkeit rege, die ein Überlaufen in bloße Larmoyanz verhindert. Die Klarheit des Kopfes ist da, und sie bleibt auch in der schlimmsten physischen Lage gewahrt. Sie triumphiert – könnte man sagen – durch Prägnanz, durch Knappheit des Prägnanten. Dem Einen wie dem Anderen und eigentlich Allem, was Lichtenberg im *Staatskalender* für aufzeichnungswert hält, für wichtig hält, ist zugleich charakteristisch ein Umgehen mit dem, was ihm *übrig* geblieben ist: *vieles!* Sovieles, daß in dem Tagebuch ein Auflauf von Einzelheiten aufeinandertrifft. Die Klarheit war nicht angenommen. Sie war ihm natürlich. Kühle kann eisige Stilisierung sein. Ernst Jüngers Tagebücher sind in unseren Jahren ein Beispiel, das imponieren oder aufreizen, provozieren mag.

Der *Staatskalender* ist alles andere als eine Gedankenplantage. Gedankentagebücher, die ihre Nebelkerzen überall aufgestellt haben, um sich einzuräuchern, und von dem auch Schriftsteller unserer Zeit wie Canetti durchaus nicht frei sind, haben einen – mehr oder minder-exklusiven Geister-Raum zu schaffen. Dies scheint ihre Aufgabe und ihr Verhängnis zu sein. Lichtenberg, der so exakt klar bleibt, der Physiker und Experimentator auch auf diesen Seiten ist, läßt gleichwohl alles Licht, was ihm zur Verfügung steht, heraus und schafft um den Alkoven des Kranken einen geistigen Raum. Er verfügt über das Wissen des Naturwissenschaftlers seiner Zeit und bedient sich dieser Fähigkeit, die ihm bis zuletzt blieb. Er stellt ihm außerdem den gleichen knappen Vermerk aus wie einem Aufenthalt im Garten vorm Tore, wie den ersten Erdbeeren und Kirschen, dem ersten Kuckucksruf und Schwalbenschrei. Die intelligiblen und sensiblen Überlebenskräfte treffen unablässig zusammen. Sie stehen – könnte man meinen – zusammen, nicht nur Satz nach Satz, sondern auch im gegenseitigen Bedürfnis nacheinander.

Die wachsende Empfindlichkeit der Schwäche ergibt nicht Einsilbigkeit oder Abwinken (selbst mitten im Moment der Verzweiflung wird es nicht einen Moment lang andauern, weiß man). Es ist eher dabei, jenes „Nimm dein Verhängnis an" aus dem Gedicht des Paul Fleming zu praktizieren, das auf Lichtenbergsche Art und Weise

gezeigt, unverschwiegen, bleibt. Das auffällige Eigenleben, das der einzelne Satz führt und das freilich zum gesamten Charakter eines derart geführten Tagebuchs gehört, hat verschiedene Aufgaben innerhalb des Textes. Zu ihnen gehört das Balancieren ebenso wie das unablässige Beleben durch eine Zutat von Konkretem oder wissenschaftlich Erfahrenem. Die Rapidität, mit der Satz auf Satz folgt und seine Neuigkeit, seine Geschlossenheit, oft genug seine Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit annimmt, ist kennzeichnend für das Wesen besagter Zutat, die mitunter zu einer Zufuhr an *Fülle* wird, die kein Ende nehmen könnte, doch von Lichtenberg, spätestens nach einer bestimmten Abfolge von Sätzen, gleichsam Einhalt geboten bekommt. Man kann solche typischen Abläufe notiert lesen, etwa unter einem 28. November 1791: *„Früh auf, fürchterlich elendes Wetter darkness visible. Regen. nicht kalt auch wenig Wind. Krambambuli. Kopfweh. Prof. Reuß nach dem Streit wieder bei mir. Colleg verschlafen! Abends mit Dietrich gepocht. Schellfisch. beständig Regen und gegen Abend Wind. viel Bier getrunken. Nachricht von des Königs in Fr. Flucht. An Tatter*[5]*."* Trotz der schlechten Jahreszeit und entsprechender Witterung, die selbstverständlich registriert werden, kommt Impuls auf Impuls: Impuls als Stichwort. So als gäbe es nur *Hauptworte* und keine *Nebensache,* so wie es in diesem *Staatskalender* nur Hauptsätze gibt. Ein jeder hat etwas Dominierendes. Bis zum nächsten, der ähnlich dominiert für die Länge und einfache Geschwindigkeit seines Verlaufs, seiner Ablösung durch Anderes.

Das Mitgerissenwerden von Divergierendem, einander Ausschließendem wird zuweilen bis zur Atemlosigkeit beschleunigt, etwa (unterm 31. Januar 1973): *„Dr. Chladni läßt sich den Abend öffentlich hören. Gewisse Nachricht daß der König von Frankreich am 21ten enthauptet worden ist!! Luftpumpe auseinander. Dietrich ißt mit uns seine Wildpraten und Pastetchen*[6]*."* – Man kann solche Passagen als Divertimento oder als eine Art von diarischem Kaleidoskop verstehen und damit mißverstehen, denn Rechenschaft geben über das, was sich ereignete, in diesem Maße *nebeneinander* gestellt, heißt doch wohl auch, das Maß an das Wichtige wie an das Nebensächliche legen und das Eine mit dem Anderen nicht lediglich an dem bloß am selben Tage sich Ereignenden messen, sondern ‚Offenheit' verlangen, die sich schrankenlos zeigt. Schrankenlos noch in den Tabus, noch in den Zeichen und Chiffren für Intimitäten, die nicht unterdrückt werden sollten in diesem offenen Fazitziehen des im Schwinden begriffenen Lebens eines Einzelnen.

Paul Léautaud hat in seinem *Journal littéraire* in unserem Jahrhundert und als ungefähr gleichaltriger Mann (am 25. September 1921) gerade diese erotische Offenheit und Natürlichkeit des Deutschen bewundert: *„Auch wäre Lichtenbergs Aphorismus über das körperliche Unvermögen zu zitieren, das aus einem rein geistigen Eindruck entstehen kann. Die Ausdrücke dieses Aphorismus sind sehr viel eindeutiger*[7]*."* Was für den nicht näher genannten Aphorismus gilt, gilt auch für die Offenheit dieser späten, extrakthaften Äußerungen, die den Aphorismus in gewisser Weise noch ‚verkürzen' oder kondensieren. Léautaud übrigens, stellte – wegen derartiger natürlicher Offenheit – Lichtenberg zusammen mit Schopenhauer, *vor* Goethe, der ihm zu ‚emphatisch' war.

Emphase war gewiß nicht Lichtenbergs Sache. Schon überhaupt nicht in diesen elliptoiden, rapiden Äußerungen im *Staatskalender,* in diesen rigorosen Aussparungen

von allen denkbaren ‚Anschwemmungen' einer Prosa, die die Kargheit bis zur Entfleischung treibt. Das Zuviel, das in der Emphase für den écrivain français lag, wird von Lichtenberg vermieden, ja, es ist ihm verhaßt. In diesem Sinne war, innerhalb der Lichtenbergschen Prosa, die Prosa-Struktur des *Staatskalenders* auch für ihn selbst unüberbietbar. Aber in ihr pocht das Zeit verlieren und das Leben verlieren, das zu diesen anfangs von mir so genannten Beschleunigungen geradezu folgerichtig führt. Je rascher der Prozeß eines vitalen Abbaus, um so gedrängt-klarer erhält sich eine für *alles* offene, nichts verschweigende, ganz ungeschwätzige, lebensernste und lebensfähige Prosa, die das, was wichtig bleibt, *sagt,* auch das, was Léautaud faszinierte, was er witterte und ihm Lichtenberg in Chamforts Nähe brachte.

Leben und Krankheit sind hier in eine besondere Ehe gebracht. Im ersten Kalenderjahr seiner Tagebuchführung im *Staatskalender* steht die Geburt eines Mädchens, danach die Eheschließung mit Margarethe Kellner. Zu Anfang werden keine Chiffren verwendet und das Intime ausgesprochen. Was sich dann in eine Reihe immer wiederkehrender Zeichen zurückzieht oder gelegentlich, einen oder ein paar Sätze lang, in eine andere Sprache begibt, ist kein Rückzug in die Heimlichkeit, vielmehr in die Reduktion, die registriert: Urologisches wie Anderes, Lion oder Lioness. Doch mit dem Beginn der Notationen beginnt die knappe Beobachtung der zunehmenden gesundheitlichen Erschütterung – eine Beobachtung, die nun bis zum Ende wiederkehren wird, aber *so* wiederkehrt, daß man sie als gewissermaßen zu diesem schwindenden Leben dazugehörig erkennt: *„man entdeckt etwas Typisches in der Krankheit"*. Die erste Eintragung dieser Art bekommt so etwas Stichworthaftes. Von ihr – einer schweren Diarrhoe – wird auch später notiert. Das Krankwerden und die Heirat werden übrigens einmal in einem Satz – am Jahrestage beider Vorgänge – zusammengebracht. Die Krankheiten, Hinfälligkeiten, der Preis dieses präsenten Lebens sind so vom Tagebuchschreiber behandelt wie die Wiedergabe des Barometerstandes, so scheint es. Daß hier etwas – recht erbarmungslos – Fortschritte macht, ist nur selten erkennbar: *„Den Nachmittag der intermittierende Puls fürchterlich. Stromeyer gerufen. Nach dem Kaffee läßt es nach. Abend die Bescherung, wenig Freude für mich in der Welt mehr*[8]*"*, lautet die Eintragung am Heiligen Abend des Jahres 1790.

Die kleineren gesundheitlichen Übelstände werden noch knapper abgemacht. Und am Tage, wo *„Ich ängstlich und empfindlich"* zu lesen steht, liest man auch – handschriftlich hervorgehoben: *„erste Kirschen"*. Neue Kinder werden erwartet, oft mit Bangen. Daß das Psychische in die physischen Gesundheitsverhältnisse eingriff, ist mehrfach erklärt: *„Ich einen fürchterlichen Anfall von ängstlicher Empfindlichkeit."* Depressionen sind angedeutet (*„Tränen meiner l. Frau bei Tische, über mein Mißvergnügen, das doch von Kränklichkeit herrührte*[9]*"* (20. September 1791). Wie unmittelbar Lebensäußerung neben Kranksein hervorbricht, gehört zu dem „nackten", einschränkungslosen Ton der Tagebuchführung. Beispiele hierfür finden sich immer wieder: unterm 28. April 1792 *„Im Garten etwas spaziert und gekegelt, Abnahme an Kräften und kalte Füße zum Erstaunen*[10]*"*. Heute würden wir an Psychosomatik denken, wenn man die Feststellung hört: *„Es ist viel Vorstellung bei meiner Krankheit. Nur gedacht und gesucht, da liegt meine Arznei"* (18. Mai 1792)[11]. Man kann es nicht einfacher ausdrücken. Zwei Tage zuvor hatte es geheißen: *„Vier Tage*

Ferien wegen Himmelfahrt. Ich fürchte nun fast, daß es auf meine eigne Himmelfahrt los geht. Aller Mut ist weg und die Kräfte sinken, aber leider vielleicht selbst immer mehr durch diesen Gedanken". Der Tag wird mit solchen Überlegungen nicht beschlossen. Vielmehr folgt noch: „*Vorige Nacht der Kriegs-Kommissarius bestohlen*[12]".

Es gehört zu den literarischen Perversionen einiger, daß sie das für nichts und niemanden und schon gar nicht für Literatur und Nachwelt bestimmte Tagebuch, diese menschliche Aufzeichnung par excellence, anders – nämlich meist geringer – einschätzen, als das „Kunst"-Tagebuch in seiner ästhetischen Schönheit und Nichtssagendheit, seiner Repetition und eigentlichen Un-Menschlichkeit. Auch im *Staatskalender* wiederholen sich Vorfälle und Anfälle, Versuchungen und Verärgerungen, Fehler und Schwächen reichlich. Doch nicht einen Augenblick lang kommt das auf, was ich eben nichtssagend oder auch unmenschlich nannte. Zuweilen werden *nicht* für die sogenannte Öffentlichkeit (was immer darunter jetzt zu verstehen sei) bestimmte und dementsprechend geführte Diarien erst durch ein *derartiges* Faktum *erträglich*. Ich schließe hier die Tagebücher Thomas Manns nicht aus, wie sie uns jetzt nach und nach zugänglich gemacht werden; wenn es auch so großartige Beispiele wie Samuel Pepys' *Diary* offenbar nur alle paar Jahrhunderte einmal geben wird.

Im *Staatskalender* erreichte der, laut Merck, bajonettspitze Lichtenberg die gehörige Höhe des Ernstes und der Glaubwürdigkeit, die so glaubwürdig literarisch bleibt, daß sie durchaus Literatur zum Teufel schicken könnte. In griechischen Buchstaben wird des zehnten Todestages der Stechardin gedacht. Und/oder: „*Die Zuckerdose wird vom zufahrenden Fensterladen herunter geworfen ohne daß das Fenster auffliegt*": in diesem Moment nimmt das Unbedeutende die Schönheit eines östlichen Kurzgedichts an, finde ich. Die Schönheit der Glaubwürdigkeit zudem! Oder was ist dies? „*Abends Gelächter über den Bart der Mamsell Ranchat*[13]" (9. November 1792): die jähe Erleichterung in Kuriosität, Scherz, Mutwillen hat Poesie bestimmter Art. Sie hat dieses unbedingt Freie, Offene, Souveräne, das man nicht „herstellen" kann, das sich nicht geschickt plazieren läßt, das auch im Tagebuch kein „Kunstgriff" ist. Vorher war – zwei Sätze zuvor – vom vollen Colleg eines Professors die Rede nach dem noch heute in Göttingen eine Straße benannt ist, wenn ich mich nicht täusche; jedenfalls war dies um die Mitte dieses Jahrhunderts noch so.

Der schlecht gebratene Hase, die Ananas von Dietrich oder das Durcheinanderessen „fast aus Verzweiflung", haben vielleicht das, was man Atmosphäre nennt. Sie zielen aber auch auf das *andere,* was zustößt, was eintrifft, was sich vorbereitete, was unabwendbar scheint: „*Abends einen fürchterlichen Blitz durch den Kopf*[14]" (6. Dezember 1792). Sie bekommen unversehens Beziehung, dicht an dicht, zu der Bemerkung „*Ich werde immer älter an der linken Seite*" und „*Alles wohl, außer ich*[15]*!!*" (17. Februar 1793 und 2. März 1793). Inzwischen wurde eine weitere Tochter geboren. Und der Jubel steht – vier Sätze lang – vor Krankheit und Tod: „*So eben komme ich auf dem Garten an alles in Blüte, warm, Wohlgeruch. O wenn doch innerlicher Friede da wäre! Sehr schöne, göttliche Zeit! Blüten-Schnee. Sie fallen an den Kirschbäumen vor der hintern Türe schon ab*[16]." Während der sehr kurzen Emphase verläßt Lichtenberg sein genaues Vokabular, und er stammelt: es herrscht Klopstock-Zeit, die in der Genauigkeit, mit der im letzten Satz die abgefallenen

Kirschblüten vor der hintern Tür beschrieben sind, bereits wieder zu Ende gegangen ist. Man schrieb den 8. Mai 1793. Die Erstarrung nimmt wieder Besitz von ihm, und am Ende des Maimonats wird ihm Herr von Humboldt „vom Weißbleichen eines Mohren" erzählen.

Was bleibt wichtig? Was bleibt übrig? Manches. *Mehr* als es auf den ersten Hinblick, im raschen Vorüberziehn der Details in diesen pointillistisch anmutenden Notizen, den Anschein hat. Das Leben bleibt, wie es (weiter) geführt wird, und wie es gelegentlich denjenigen lebt, der es weiterzuführen versucht, wie es ihn verzagen macht oder angstvoll, in der einen oder der anderen Sprache und Sprechart, aber auch momentan verzückt, wie wir hörten. Das Sachliche und so oft Distanzierte bleibt, das gelegentlich – infolge der Kürze der Mitteilung – wie ein Abtun wirkt. Doch wird hier eigentlich nichts zugunsten von etwas verschoben. Die Fakten folgen rasend schnell, und die Krankheit wird öfter und öfter nicht verheimlicht (ein Verb, das im *Staatskalender* nichts zu suchen hat, weil mit ihm in diesem Tagebuch nur Mißbrauch getrieben werden kann).

Das Todesthema wird zu einem Hauptthema. Am 1. Oktober 1793 die Beobachtung: *„Meine Runzeln an den Fingern nehmen immer zu!!!"*, und nur acht Tage später: *„Niemals habe ich mehr an meinen Tod gedacht als jetzt und ich hab es Ursache"* (9. Oktober 1793)[17], bald nach Beginn des neuen Jahres die in ihrer Kargheit besonders erschütternde Andeutung: *„Ich vertrockne sehr."* Aber „trocken" war dieses lichtenbergsche Wesen, dieses liquide Naturell noch nicht. Die Lebhaftigkeit in der Umsetzung von wissenschaftlichen Beobachtungen bleibt genauso groß wie von sinnenhaften Wahrnehmungen. Das Tempo der Erregung – so wirkt die Schnelligkeit der Aufeinanderfolge oft! – wird zu einer Art „Kreiseln". Es ist – um es in einem Vergleich aus der Natur, aus dem biologischen Geschehen zu sagen –, als ob eine getroffene, nicht lediglich erschütterbare Kreatur sich mit Wörtern, die zu Worte kommen wollen, immer rascher um die eigene Rest-Existenz drehe. Der Lebensrest schwindet in dem Maße, wie die physischen Malaisen, die bedrohlichen Attacken zunehmen oder variieren.

Das Ausdörren des Körpers ist eher Anlaß zur noch rascheren „Umdrehung", zu noch größerer Geschwindigkeit, mit der hier – über einige Jahre täglich, dann unregelmäßig – etwas ins Kalenderpapier eingekritzelt wird. Es soll hier nichts übertrieben werden. Doch dieses „existenzielle" Tagebuch, dessen Wortschatz keineswegs so minimal ist, wie er sich von Tag zu Tag zusammendrängt, magert sich rigoros aus und bekommt in der Auszehrung desto schärferes Profil. Der Umriß dieser Prosa ist enorm scharf gezogen. Er hat etwas Asketisches. Das Geistige steht gleichsam „blank" vor einem, wie die einfache Tatsächlichkeit von facts, von dem, was zustößt: *„Ich sehe aus wie ein 70jähriger Mann*[18]*"* schreibt der erst Einundfünfzigjährige (28. Februar 1794), und am 4. März des Jahres: *„Meine Abzehrung geht ihren Gang fort*[19]*"*. Einmal ist vom „großen Ernst" die Rede, zu dem es einmal kommen wird. Und das unverkennbar hypochondrische Selbstbeobachten derer, die wissen, daß uns jeden Augenblick unser Bewußtsein begleiten und uns zusetzen kann, ist auch bei Lichtenberg – bis zur Depression gelegentlich als Sterbekreuz markiert! – latent ständig vorhanden: *Ich finde eine starke Veränderung in meinem Gesicht auf der linken Seite. Alter vielleicht*[20]*"*. (23. Mai 1794). Der Tod des Dichters Bürger trifft

ihn. Er belauert diesen Abgang. Hier ist die Beerdigung, der Begräbnis-Morgen, mit dem schwankenden Sarg, deutlich erregt festgehalten: *„Ich schreibe dieses noch unter Tränen."* Doch der Tag endet mit der Bemerkung: *„Ich abends bis halb oder 3/4 auf 10 Uhr im Garten spaziert sehr angenehm*[21], an diesem 12. Juni anno 1794.

„Ich weinte laut, und danke Gott für dieses Gefühl", hatte es vorher geheißen: eine für Lichtenberg starke Gefühlsäußerung, die aber so etwas wie Erleichterung verschafft haben muß. Denn der Dank gilt dieser Erleichterung durch Tränen, einer Auflösung von Anspannung, unter der Lichtenberg, dank seines Naturells, sehr häufig steht. Das depressive „Todwünschen" bleibt. Und so „fürchterlich" derartige Anfälle gewesen sein mögen, Angstzustände und andere depressive Anzeichen, die erkennbar werden: es bleibt bei dem einen, zuweilen bei einem *halben* Satz, bei einer raschen Kopfwendung und Blickwendung auf die begleitende Misere, auf das Unausweichliche, auf das hier – ein Tagebuch lang – zugelebt wird, jenes „Wie lange wird's währen!"-Stoßseufzer, dem nur einige Atemzüge gegönnt werden. Denn das Schreiben *hält* ihn, wie das wissenschaftliche Arbeiten, wie die Collegs, die er vor 80 oder mehr Studenten hält und in denen ihm zuweilen Widerstand geleistet wird, nach der damaligen Art und Weise deutsch-vernehmlich und derb, undifferenziert gewiß!

Doch hält er dieses Schreiben durch? Es gibt eine Notiz, die es bezweifeln läßt: *„Ich kann nicht mehr anhaltend schreiben*[22]." (18. Oktober 1795). Die Regelmäßigkeit des Tagebuchführens, die nicht tägliches Notizen-Hinterlassen bedeutet, fällt ab. Während der letzten vier Lebensjahre ist es auffällig. Die Schwäche, von der gesprochen wird, die Mattigkeit, wie Lichtenberg sagt, kann überhand genommen haben. Nicht aufgegeben wird das Gedrängte, das jedem Satz seine volle Bedeutung (und oft seinen schwierigen Hintergrund) erhält. Aber die Schreibfähigkeit als physische Arbeit, als Anstrengung, mag dieses wortkarg werdende, für Zeiten ganz ausgesetzte Tagebuch zu seinen Unregelmäßigkeiten, ja, zum Verrinnen der Eintragungen geführt haben.

Man kann auch eine verdeckte Zunahme von Desinteresse vermuten, verdeckt deshalb, weil die Unregelmäßigkeit *da* ist, nicht aber eine *Präsenz sich weiter zeigt,* trotz jenes *„ab! ab! downwards"* (29. Juni 1796), trotz der Geburtstagseintragung vom 1. Juli des Jahres: *„Natalis dies, wahrscheinlich der letzte!! Ich fühle mich außerordentlich bewegt, weil meine Kräfte sehr abnehmen*[23]". Doch der zähe Wille dieser Physis und dieser Lichtenbergschen Intelligenz setzt den Eintrag fort: *„Abends auf dem Garten sehr vergnügt"*. Anderes, Ähnliches, auch erotisch Chiffriertes folgt unmittelbar darauf. Diese Spur zum Tode hin im *Staatskalender* endet mit einer für mich besonders denkwürdigen und charakteristischen Eintragung am 1. Januar des Sterbejahrs 1799: *„Es geht ans Leben dieses Jahr. Mutter wird helfen!"* Und wie gewöhnlich wird Gewöhnliches angefügt: *„Etwas Lärm, aber keinen Schuß vorige Nacht. Pursche spielen Komödie*[24]". Solche Komödienlaune, ein Rest von Schalk und Schabernack, kommt noch neun Tage vor dem Tode auf: *„Schneit wieder, doch tauend. Gestern vom Fenster hinunter gerufen, daß mir leid wäre niemanden beim Einsteigen fallen gesehn zu haben*[25]". Man kann sich auch Luft oder einen Schluck Lebensfreiheit durch solch kleine, momentane Bosheit verschaffen, solches boshafte Erwägen und Vorstellen, das zu ihm paßte. Dieses Vergnügen ist nochmals *da,* und man versteht, wie aus ihm Mercks Beobachtung vom „schneidenden Bajonettenwiz" zustande kommen konnte.

Was ist übrig geblieben? Was ist wichtig geblieben? Lektüren von Thümmels *Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,* die seit 1791 erschienen und auf zehn Bände anwuchsen, von denen Lichtenberg nur noch einen Teil hatte kennen lernen können, Lektüre von Lesage oder so speziell interessierender Dissertationen wie die eines gewissen Jänisch *de pollutione nocturna.* Hier konnte der Autor Lichtenbergs Aufmerksamkeit, einen halben Satz lang, erregen. *„Viel Kant"*, liest man zuweilen. Manche Träume als Widerfahrungen: *„Ich träume abends, daß ich den Mund nicht schließen könnte"*. (28. Mai 1795). Wie wichtig ist das gewesen? „Der Sack mit Kleien platzt unter unserm Fenster" (15. Juli 1795), ein umgeworfenes Urin-Glas eines Abends oder ein Tag wie der folgende, es ist der 17. Juli 1796: *„Sterbetag meines unvergeßlichen Vaters!!! heute vor 45 Jahren starb er. Um 6 Uhr kommt ein Eskadron der ehmalig Zietenschen Husaren vorbei, sehr schöne Leute. Um 7 Uhr, da ich dieses schreibe steht des Thermometer schon wieder auf 19 $^1/_2$ Grad. Viele Wolke[n] am Horizont indessen steigt das Barometer, das seit vorgestern gefallen war. Kantor Rudorf begraben. m. l. Frau heraus. Die Gesellschaft sitzt an der Haustür"*[26]

Des Vaters wird sich seltener erinnert, des Todestages der Mutter regelmäßig. Der Leser des *Staatskalenders* wird daran erinnert, daß der einzelne Satz ein Eigenleben führen kann; daß er etwas eröffnet und etwas beschließt. Daß er genau an diese oder jene ihm *bestimmte* Stelle paßt. Daß er genau d a n n kommt und wieder verschwindet. Verschwindet er? Er kann nachwirken. Er kann leuchten. Er kann durch einfache Aussage diese Leuchtkraft bewirken. Nicht wenige dieser ihr Eigenleben führenden Sätze, die zehn Jahre lang in den gedruckten Jahrgang des *„Königlich Groß-Britannisch- und Churfürstlich Braunschweig-Lüneburgschen Staat-Kalender"* geschrieben wurden, geben einfache Aussagen, Feststellungen wieder. Man ist versucht zu sagen: *dann* erst Anderes: Vermutungen, Befürchtungen, Hoffnungen, Bissigkeiten, kurze Freude ganz verschiedener Art. Sie konstatieren nicht bloß. Konstatieren oder Registrieren ist bloße Nennung. Hier wird etwas vom Stoff, vom Wesen, von der *Animation* des Satzes ab- und weitergegeben und ergibt das, was ich Leuchtkraft nannte. Es ist eine bestimmte Wirkkraft, die zuweilen eine Gelassenheit annimmt, in der erkennbar wird, wie sie, im Lesen des Satzes, geschehenes Leben – am Leben erhält. Die Animation ist dies Wichtige, dieses nicht näher Beschreibbare, das sich nicht der Analyse stellt. Es geht um sie vielleicht später. Zunächst ist die Geschichte da, die den Satz trägt oder – anders ausgedrückt –, die einen Satz zu einer Geschichte macht.

Die Geschichte kommt wie aus dem Kinderbuch: *„Zum ersten Mal auf dem Garten mit dem kleinen Jungen und der Kutsche*[27]*"* (am 18. März 1789), *„der kleine Junge die Eidexe in den Händen gebracht"*[28] (27. September 1790). Georg Christoph Lichtenbergs Staatskalendergeschichten sind nur einen Satz lang oder benötigen höchstens deren zwei oder drei oder vier, und es ist eine lange Geschichte und ein ganzer Tag daraus geworden: erste Erdbeeren auf dem Tisch oder: *„Ich während des Auskehrens auf dem Boden oben unter dem Ziegenfutter gesessen"*. Dies ist wie eine vollkommene Ellipse: die Fortlassung von vielem, und für die Phantasie ein kleiner *Roman.* Man kann nach überall hin ergänzen. Man *muß* es nicht. Der Satz lebt für sich. Er genügt sich. Hier müssen nicht Überlegungen des Grammatikers hinzukom-

men. Insofern meinte ich: solche Sätze seien vollkommen. Hören Sie weiter: *„Ich lege die ertränkten Fliegen in die ⊙. Es wird nichts daraus. Sie kommen nicht zum Leben*[29]*."* (4. September 1791). Diese kurzen „Romane" sind erstaunlich: *„Meine l. Frau kommt heraus. Kartoffel ausgemacht ich den Plan zu Zietens Leben angefangen. Dietrich ißt mit. Zu Hause wird Mus gekocht. Viele Kartoffelfeuer. Auch wir eins*[30]*."* Eine Atmosphäre wie in viel später entstandenen Romanen: etwa von Eduard von Keyserling, von Friedo Lampe.

Zur Leuchtkraft der bloßen Aussage kommt in anderen Sätzen noch etwas hinzu, wenig, so scheint es, doch ist es eine *Dimension: „Diesen Morgen um 3 Uhr ein Gespenst gehört, eine Krähe, die auf meinem Tische vor dem Bette quiekte*[31]*."* (7. Oktober 1791) oder – diffiziler – das Folgende: *„Soeben schleppt man Michälisens Sarg vorbei, er glänzt in der Abend-Sonne wie Feuer selbst, so daß ich das Bild davon noch lange in meinen Augen sah. Ich wurde aber nicht gerührt, sondern hatte vielmehr artifizielle Betrachtungen dabei"* (25. August 1791)[32].

An solchen Stellen kommt das *schreibende Ich* hervor. Lichtenbergs Bewußtsein und Reaktionsvermögen kommen hinzu, ergeben ein Übriges. Aus dem gewissermaßen sich selbst und seine Geschichte erlebenden Einzelsatz kommt *der* hinzu, der ihn ermöglichte: potenziert den Satz und nimmt ihm zugleich sein eigentümliches Eigenleben. Man weiß: jeder Satz hat seine Herkunft vom Verfasser. Aber zu Lichtenbergs Verschwinden in seinen letzten Jahren gehört auch das Sich-nicht-Einmischen der Sätze, die dastehen. Die Beerdigung des berühmten Professors Michaelis, ohne Rührung und beinahe ein wenig voyeurhaft beobachtet – wie dies sicherlich im Falle von Bürgers Beerdigung der Fall war: jenes penible Beobachten der Beisetzung und seiner traurigen Umstände aus der Entfernung – wird zur „Kunst"-Passage in diesen der Artifizialität eher abschätzig gesonnenen Eintragungen im *Staatskalender*, wie die Gespenster- und Krähen-Szene etwas Vor-Hoffmanneskes bekommt. Die Aufklärung hatte ihre eigene Gespensterfurcht. Lichtenberg machte da keine Ausnahme.

Übrigens begannen – wenig nach Lichtenbergs Tod – im polnischen Plock E. T. A. Hoffmanns Tagebuch-Eintragungen und im Jahre vor dem Ende Lichtenbergs die zaghaften Aufschreibungen des ganz jungen Eichendorff. Beide Diarien sind und bleiben – ebensowenig für Öffentlichkeit bestimmt wie die Lichtenbergs – gedrängt, knapp, zuweilen punktuell. Dies Gedrängte ist kein Altersstil des Tagebuch-Schreibenden! Es ist von Umständen und Temperament abgesehen – aber vergleichbar; als ein bei Hoffmann wie bei Eichendorff jugendliches, im Falle Eichendorffs ein noch schülerhaftes Hineingeraten ins Tagebuch-Führen. Auch in diesen Tagebüchern herrscht „Offenheit", doch – sozusagen *ins Leben hinein,* nicht – wie im *Staatskalender – aus dem Leben fort führend.* Das Übrigbleiben gibt es nicht, wohl aber das für die jeweilige Notation Wichtige, das Zufällige wie das Wesensmäßige. Vor allem bei Eichendorff kann der Eindruck von Grenzenlosigkeit entstehen, wie er so, in seinen Aufzeichnungen, zusammen mit dem Bruder, die *Welt vor sich* hat. Bei Lichtenberg ist Offenheit für den Tod da und für das, was dem Tode vorausgeht, Offenheit für das Erfahrene und nochmals Erfahrene. Die Neugier, die intellektuelle Wachheit, stirbt nicht ab. Die Durchblutungsstörungen haben mit dieser immer noch ein wenig ironischen Einlassung auf jene Satzgeschichten (wie ich sie nannte) nichts zu tun.

Das Drängen ins Leben und das Drängen an die Grenze des Lebens: beides mag

einem, der den Prozeß aufschreibt, wenig Zeit lassen. Schreibleben kann mit Gekritzel beginnen und enden: ein beinahe graphischer Vorgang! Man merkt es am Ende dem Tagebuchschreiber nicht an, wenn der Tod eingreift: dem lebenslangen Diaristen Paul Léautaud so wenig wie den gelegentlich Tagebuch führenden Lichtenberg. Es gibt die vom Tode unterbrochenen Sätze. Aber der *Staatskalender* schließt mit dem Besuch einer Madame Richter, und Léautauds *Journal littéraire* geht nach dreiundsechzig Jahren dem Ende zu mit Beanstandungen in der Privatklinik, schlechten Kaffee betreffend: *„Ich habe sie <die Schwester> von mir aus ganz unverblümt auf den Kaffee angesprochen, den ich morgens bekomme: statt eines stärkenden Getränks Lorke, Wasser in den Bauch*[33]*."* Léautaud konnte grimmig sein. Lichtenberg zum Schluß noch boshaft, wenn er sich den Fenstersturz beim Einsteigen vorstellt.

Manchmal ging es auch bei diesem klaren Geist nicht mit rechten Dingen zu: *„Es schlägt 12 statt 1 um Ein Uhr und so den ganzen Tag"* (7. Dezember 1793). Manchmal wird Wahrnehmung zum extremen Wünschelrutenausschlag: *„Den Morgen der Kukuk mit Echo! vortrefflich gehört. Ein Gefangener wird vorbei gebracht*[34]*."* (12. Mai 1794) Man erlebt einen weiteren Kürzest-Roman! Es ist der ununterbrochene geheime „Roman" der Zusammenhanglosigkeit, die doch in Zusammenhang gebracht wird: *„Ich lese und besehe das Buch mit den franz[ösischen]. Grausamkeiten. Das Vorder-Rad vom Wagen geht ab."* (28. Mai 1794)[35]. Einmal werden von ihm bis 10 Uhr morgens 8 Sperlinge geschossen: das mag angehn! Wissenschaftliche Berufungen muß man fast erraten: so karg werden sie hier aufgenommen. Jemand geht in Gedanken ohne Hut vors Weender Tor. Lichtenberg kauft sich eine Medaille des verehrten Kant. Was wie Schnickschnack scheint, wird ein Bild vom Tode – bei anderen:

„Mad. Dietrich wird seziert. Ihre Betten liegen im Garten!! Wir wieder auf dem Cabinet[. . .] die Sonne scheint wieder um 6 Uhr 8′ abends durch die beiden Dachfenster in des Notarius Müllers Hause, wie ich vorher sagte es ist ein angenehmer Anblick. Es erhebt sich ein Ostwind ich an Heyne Abends bringt die Hachfeldin die Interessen Ich gebratene Tauben. Mad. Dietrichs Sarg." (4. April 1793). Das andere Leben hat auch für den, der hier hinsieht, längst begonnen!

1 Johann Heinrich Merck, *Werke.* Hrsg. von Peter Berglar. Frankfurt 1968, 2. Bd., S. 177.
2 Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe.* München 1972, Bd. 3, S. 644. Vgl. auch D 647 bdie englische Vorlage von T. Webb.
3 Ebd., Bd. 2, S. 697: SK 1.
4 Ebd., 2,859: SK 1048.
5 Ebd., 2,736: SK 251.
6 Ebd., 2,770: SK 428.
7 Paul Léautaud, *Literarisches Tagebuch 1893 — 1956.* Ausgewählt von Hanns Grössel. Reinbeck 1966. S. 80.
8 Lichtenberg, a. a. O., 2, 712: SK 111.
9 Ebd., 2,730: SK 215.
10 Ebd., 2,749: SK 319.
11 Ebd., 2,751: SK 326.
12 Ebd., 2,751: SK 325.
13 Ebd., 2,765: SK 401.
14 Ebd., 2,767: SK 411.
15 Ebd., 2,722: SK 439; 2,773: SK 443.

[16] Ebd., 2,777: SK 469.
[17] Ebd., 2,791: SK 538. SK 541.
[28] Ebd., 2,880: SK 595.
[19] Ebd., 2,800: SK 596.
[20] Ebd., 2,807: SK 638.
[21] Ebd., 2,809: SK 653.
[22] Ebd., 2,833: SK 835.
[23] Ebd., 2,844: SK 923; 2,845: SK 924.
[24] Ebd., 2,854: SK 1000.
[25] Ebd., 2,859: SK 1045.
[26] Ebd., 2,825: SK 782; 2,828: SK 801; 2,845 – 846: SK 930.
[27] Ebd., 2,697: SK 5.
[28] Ebd., 2,708: SK 83.
[29] Ebd., 2,729: SK 208.
[30] Ebd., 2,732: SK 224.
[31] Ebd., 2,732: SK 226.
[32] Ebd., 2,728: SK 204.
[33] Léautaud, a. a. O., S. 235.
[34] Lichtenberg, a. a. O., Bd. 2, S. 795: SK 564; 2,806: SK 631.
[35] Ebd., 2,807: SK 642.
[36] Ebd., 2,774: SK 460.

Dieser Aufsatz wurde im Rahmen der Lichtenberg-Tagung 1982 am 4. Juli 1982 in Ober-Ramstadt vorgetragen.

Heinwig Lang

Goethe, Lichtenberg und die Farbenlehre

Newton und Goethe – diese beiden Namen markieren in der Farbenlehre einmal einen Zeitraum, der nahezu identisch ist mit dem 18. Jahrhundert. Aber sie markieren auch die extremen Pole eines Spannungsfeldes, in dem sich diese Wissenschaft entwickelt hat und immer noch entwickelt. Den einen Pol bildet die (Newtonsche) Physik, die Farbe zum Gegenstand einer exakten, also quantitativen und messenden Wissenschaft machen will. Den anderen Pol bildet die Goethesche Farbenlehre, die Farbe als ein qualitatives Merkmal menschlicher Wahrnehmung begreift, das als Informationsträger zwischen dem Menschen und seiner Umwelt immer auch Bedeutung trägt und nicht ohne Verlust dieser Qualität auf Quantität reduziert werden kann.

Diese Spannung sprach sich historisch zum ersten Mal in Goethes Polemik gegen Newtons Farbenlehre aus. „Die Farbenlehre Goethes stellt wegen seiner Polemik gegen Newton ein Skandalon der Wissenschaftsgeschichte dar." (Böhme 1980) Dies gilt heute noch und es galt schon für Goethes Veröffentlichungen zur Farbenlehre ab 1791. Lichtenberg war der erste, der dieses Skandalöse, Peinliche an seiner Person erfuhr. Er sah sich im Laufe seines Briefwechsels mit Goethe von diesem zu einer Stellungnahme gedrängt: er sollte sozusagen als Schiedsrichter herhalten zwischen